

Anna Eckert

Respektabler Alltag. Eine Ethnographie von Erwerbslosigkeit. Berlin: Panama 2018, 287 S. (zgl. Marburg, Univ., Diss., 2016). ISBN 978-3-938714-61-4.

Im Jahr 1996 veröffentlichten „Die Glücklichen Arbeitslosen“ ein Manifest, das Arbeitslosigkeit als strukturelle Eigenschaft der Arbeitsgesellschaft beschrieb und daraus gesellschaftliche Konsequenzen forderte (in: G. Paoli: Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche, 2002). Die eigene Misere bestünde nicht im Fehlen von Arbeit, sondern von Geld. Freiwilliger Verzicht auf das Konkurrieren um knappe Arbeitsplätze sei als positiver Beitrag für eine Gesellschaft zu verstehen, der die Lohnarbeit ohnehin ausgehe und den es ohne Scham und Stigma lustvoll anzunehmen gelte. Das Manifest bildete den Ausgangspunkt einer intensiven Debatte um Existenzgeld, die bis heute (politisch folgenlos) unter dem Schlagwort „bedingungsloses Grundeinkommen“ geführt wird. Zu jener Zeit bedeutete „Arbeitslosenhilfe“ neben der 2004 abgeschafften Sozialleistung auch Selbsthilfe in Initiativen der Jobber- und Arbeitslosenbewegung, die kollektive Interessen von Erwerbslosen und prekär Beschäftigten artikulierten und zum Ausgangspunkt von sozialen Kämpfen um Teilhabe machten.

Die soziale Stellung von Arbeitslosen und die Möglichkeiten ihrer Artikulation änderten sich mit der Agenda 2010 grundlegend. Seit 2005 drohen u. a. Abstieg in Hartz IV, Bedürftigkeitskontrollen sowie Maßnahmen zur Verbesserung der eigenen Employ-ability. Im öffentlichen Diskurs wandelte sich die Wahrnehmung von Arbeitslosigkeit von einer sozialstrukturellen Benachteiligung zum individuellen Verschulden, aus dem die Pflicht zur Eigeninitiative resultiert (vgl. H. Schatz: Arbeit als Herrschaft, 2004).

Den Auswirkungen dieses Bruchs auf Praktiken und Selbstpositionierungen im Alltag von Erwerbslosen widmet sich die Dissertation „Respektabler Alltag. Eine Ethnographie von Erwerbslosigkeit“ der Kulturwissenschaftlerin Anna Eckert. Der 2018 erschienenen Studie liegt Material zugrunde, welches bereits 2007/08 erhoben

wurde. Dieser zeitliche Abstand ist jedoch kein Nachteil, sondern nimmt erste längere Erfahrungen und Auswirkungen der mit Hartz IV einhergehenden Praktiken von dauerhaft Erwerbslosen in den Blick. Diese sind keineswegs durch die Abwesenheit von Arbeit, wohl aber durch Abwesenheit von Lohnarbeit gekennzeichnet. Deshalb wählt die Autorin den Begriff „Erwerbslose“ und trägt so auch Praktiken Rechnung, die von Reproduktionsarbeit oder durch Maßnahmen bzw. Auflagen des Jobcenters bestimmt sind.

Untersuchungsort ist die „depravierte Kleinstadt“ (S. 47) Wittenberge in Brandenburg, die seit der Wende viele Arbeitsplätze und über ein Drittel ihrer Bewohner*innen eingebüßt hat. Heute ist die Stadt von postindustriellen Umstrukturierungen geprägt, die auch Gewinner*innen hervorgebracht hat. Für Langzeiterwerbslose bedeutet dies einen verstärkten Kontrast zu Beschäftigten und der Zeit der eigenen, oftmals lange zurückliegenden Erwerbstätigkeit.

Als Basis dienen Beobachtungen von und Interviews mit Menschen im mittleren Lebensalter, die vor der Wende in Industrie- oder Landwirtschaftsbetrieben gearbeitet hatten. Deren Porträts treten zunächst vor der Beschreibung von Orten zurück, „an denen sich (auch) Erwerbslose aufhalten“ (S. 67), unter anderem eine Lebensmittelausgabe, die Langzeiterwerbslose in Ein-Euro-Jobs beschäftigt, und ein Weiterbildungsverein, der Qualifizierungsmaßnahmen für das Jobcenter durchführt. Beide offenbaren institutionelle Zusammenhänge bei der sozialstaatlichen Verwaltung von Erwerbslosen, die eigenen Logiken folgen und an denen sich Praktiken der Interaktionen und der Selbstpräsentationen beobachten lassen. Eckert verfolgt dabei einen praxeologischen Ansatz, der fokussiert, „auf welche Weise Erwerbslosigkeit produziert und performt wird“ (S. 64). Im Mittelpunkt stehen damit nicht (kollektive) Akteur*innen, sondern Praktiken innerhalb bestimmter Settings. Diese Herangehensweise wirft beim Lesen gelegentlich die Frage auf, ob die dargestellten Praxislogiken typisch für Langzeiterwerbslose sind. Viele Beschreibungen (wie z. B. von Nachbarschaftspflege oder dem Verhalten in einer Kleingartenanlage) dürften weniger von der Spezifik der Lebenssituation als vom kulturell tradierten Setting geprägt sein. Dem Ansatz inhärent ist zudem, dass die Subjekte selten selbst zu Wort kommen und über sie in deutender Analyse geschrieben wird. Für die Herausarbeitung von Praxislogiken gewinnbringend, irritiert dies hinsichtlich der Darstellung der Beforschten. Wenn diskutierende und Zeitung lesende Menschen „dadurch ihr Selbstbild der Informiertheit [erzeugen]“ (S. 266) oder es einer Interviewpartnerin anlässlich ihres Geburtstages trotz auferlegter Sparsamkeit gelingt, „das eigene Selbstbild durch [...] Einladungen aufrecht zu erhalten“ und sie sich damit „als flexibel und großzügig, als kontrolliert und respektabel zugleich [präsentiert]“ (S. 170), stößt ein Ansatz, der Subjekte anhand von Praxislogiken als zweckrational einem Bedürfnis nach Respektabilität folgend darstellt, an gewisse Grenzen. Wenn gleich analytisch stringent, tritt so auf der Ebene der Beschreibung in den Hinter-

grund, dass diese Menschen vielleicht einfach (und unabhängig von ihrer Situation) informiert, interessiert, gastfreundlich etc. sind.

Diese analytische Distanz entfaltet ihre Stärke jedoch im Schlusskapitel, das bilanzierend zusammenfügt, wie sich der eingangs geschilderte Paradigmenwechsel in den Alltagspraktiken und Selbstbildern der Betroffenen niederschlägt: Nicht als sozialstrukturelles, sondern „individuell[es], jedoch kaum steuerbar[es]“ (S. 261) Phänomen, das als Defizit verarbeitet und ins Selbstbild integriert werden muss. Ein hedonistisch-bejahender bzw. kollektiv-kämpferischer Umgang mit der eigenen Erwerbslosigkeit ist dagegen nicht mehr Teil des Handlungsspektrums. Allerdings ist der Sammelbegriff „unterbürgerliche Schichten“ (S. 269f.), der Abstand zum Bürgertum als Kategorie setzt, dabei ungünstig gewählt. Bei allen vorgestellten Personen handelt es sich um ehemalige Arbeiter*innen, die an anderer Stelle selbst als Teil eines „proletarische[n] Industriemilieu[s]“ (S. 75) bezeichnet werden. Für sie dürfte das Bürgertum vermutlich weniger identifikatorischer Bezugspunkt gewesen sein als die Kultur der Arbeitenden, gerade in seiner durch DDR-Sozialisation und die biografischen Brüche und Abstiege der (Nach-)Wendezeit geprägten Variante. Deren soziales Engagement als „bürgerliche Praktiken der Wohltätigkeit“ (S. 267) zu beschreiben verstellt den Blick darauf, dass es sich auch um proletarische Praktiken der Solidarität gehandelt haben könnte. Zudem wäre es interessant gewesen, kursorisch auch nachfolgende Entwicklungen zu berücksichtigen, um die Erkenntnisse zeithistorisch einzubetten. Denn nach der Etablierung von Hartz IV, den für die späten 2000er Jahre treffend herausgearbeiteten Folgen für die Subjektivierungspraktiken von Langzeiterwerbslosen und der komplexen Hervorbringung ihres respektablem Selbstbildes bestimmen heute kollektive Artikulationen und mentale Dispositionen im Kontext des Rechtspopulismus die Situation vieler vergleichbarer Akteur*innen.

Matthias Möller, Freiburg im Breisgau

<https://doi.org/10.31244/zfvyk/2020/02.35>